90 »Der Sohn des Geisterkönigs« (Fragment 1917/18)

Entstehung

Dass sich Hofmannsthal im Kriegsjahr 1916, in einer Phase intensiver Kooperation mit Max Reinhardt, ausgerechnet mit der Bearbeitung eines Zauberstückes von 1824 befasst hat, mag verwundern. Was indes als schlichte Improvisation für eine Aufführung begonnen hat, wuchs sich zu einem anspruchsvollen Weltspiel aus, das den Menschen als Opfer von Not und Sorge, von materieller Armut, von Lüge und Alpträumen zeigt und die Nähe zu manchen Szenen von *Faust II* sucht. Im Februar 1916 schrieb Hofmannsthal in Berlin als Ausgestaltung einer in der Vorlage, Ferdinand Raimunds (1790–1836) *Der Diamant des Geisterkönigs*, nur angedeuteten Pantomime die Szenenfolge *Eduard und die Mädchen*, die 1917 separat gedruckt wurde. Bei dieser komödiantischen Begegnung des unerfahrenen Protagonisten mit vier charmannten Lügnerinnen handelt es sich um eine Einlage, keine Neukonzeption.

Inhalt und Analyse

Erst in dem Moment, in dem sich Hofmannsthal entschloss, abweichend von der Vorlage den jungen, verarmten Eduard zum Sohn des Longimannus selbst, des Geisterkönigs, zu machen, gab er dem Stoff eine weitere Vertiefung. Was bei Raimund im Rückgriff auf *Tausendundeine Nacht*, den Orpheus-Mythos und *Die Zauberflöte* zu einer Bewährung geraten war, bei der Eduard, der den Schein durchschauende Sohn des Zauberers, als »Diamant« die Frau fürs Leben entdeckt (die im dann doch nur scheinheiligen Land der Wahrheit zu Unrecht unter Verdacht gestellt worden war), mutiert bei Hofmannsthal zu einer quasi-existentialen Probe. Hofmannsthal behält das Personarium weitgehend bei, vor allem aber die Aufteilung zwischen der Welt des Geisterkönigs und der menschlichen Ebene, wobei ein gewisser Sarkasmus auffallend ist. Durch die überraschende Entdeckung, dass er selbst der Vater Eduards ist, gewinnt der intellektuell liebenswürdig begrenzte Geisterkönig an Menschlichkeit, denn er erkennt gerade in der Sterblichkeit die Kostbarkeit des (menschlichen) Lebens. Das Generationenverhältnis, das Hofmannsthal als Signatur des Ersten Weltkriegs wahrnimmt (»Der Krieg war der Versuch der Alten die Jungen zu ermorden«, SW XIX, 63) und zugleich in der *Frau ohne Schatten* gestaltet,

gewinnt eine innere Vertiefung, indem die Nöte des von Ruin, Spott und Verfolgung bedrohten Eduard, überdies in einer surrealistischen Traumszene zugespitzt (SW XXI, 114–117), im Auftritt der Not als Allegorie kulminieren, mit der Hofmannsthal die Blendung des alten Faust durch die Sorge fortschreibt (SW XXI, 159–163). Goethes Weltspiel-Charakter steht hier in der Nähe zur Derbheit des Wurstelpraters. Der separat gedruckte Auftritt der Hoffnung, mit der Rezitation von Schillers pathetischem Gedicht, bleibt vergleichsweise eher flach. Auch hier erweisen sich die nicht-publizierten Fragmente aus dem Nachlass als die gehaltvolleren, mutigeren Teile. Eine der letzten Notizen formuliert den Charakter der insgesamt sehr viel anspruchsvolleren Identitätssuche: »Das Finden des Selbst im Notwendigen. Geschenkt konnte er das Glück nicht bekommen« (SW XXI, 166). Szenen mysteriöser Ernsthaftigkeit treten neben humorvoll im Wiener Dialekt gehaltene Episoden, die überdies auch Platz bieten für eine bei Hofmannsthal ungewohnte Kritikerschelte: Paul Goldmann und Peter Altenberg sollten in einer hämischen Dichterszene (SW XXI, 135–140) gezeißelt werden. – Hofmannsthal hat das Interesse an diesem vielschichtigen Vorhaben verloren und einzelne Szenengruppen in den Jahren 1917–1923 erscheinen lassen.

Literatur

Erstdruck: Zeitschrift Donauland, 1917. – Rodauner Nachträge, Bd. 2, 1918. – SW XXI, 55–166, 242–313.
Pestalozzi, Karl: H.s »Phantasie über ein Raimundisches Thema«. Gerichtstag über die Sprachkepsis. In: *Etudes Germaniques* 29 (1974), 192–205. Wieder in: Ders./Stern, Martin: *Basler H.-Beiträge*. Würzburg 1991, 191–201.
Schwarz, Egon: Raimunds »Der Diamant des Geisterkönigs« und H.s »Phantasie über ein Raimundisches Thema«. In: Ders.: »Ich bin kein Freund allgemeiner Urteile über ganze Völker«. Essays über österreichische, deutsche und jüdische Literatur. Hg. von Dietmar Goltschnigg, Hartmut Steinecke. Berlin 2000, 46–54.

Mathias Mayer